

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 4

Artikel: Musik
Autor: Frei, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Musik.

Von Otto Frei.

Die Melodie.

Der Name des vielgerühmten Meisters im Orgelspiel hatte nicht umsonst in vielen Ohren geklungen. Als der Abend endlich kam, waren es Ungezählte, die da im Münster Kopf an Kopf zu Füßen der großen Orgel saßen und lauschten. Und von Zeit zu Zeit hoben sie alle immer wieder für einen Augenblick die Köpfe: dann nämlich, wenn es war, als ob die Orgel nicht erklingelte Noten und nackte Töne, sondern lauter volle Worte und sinnreiche Botschaften in den hohen Raum hinauspräche. So oft das Spiel aber nach brausendem Verströmen oder hauchzartem Verrinnen plötzlich für eine kurze Minute ganz aussetzte, blickte ein großes Verwundern frommüdig aus allen Gesichtern, und eine Stille ohne Laut und Hauch sank wie ein ungeheurer Abendschatten über alle Köpfe und Herzen.

Netzt, nach solch einer atemlosen großen Stille, hob mit tiefem Summen und hohem Jubilieren ein neues Stück an, das letzte und herrlichste des Abends. Erst war es wie lustiges Ballspiel mutwilliger Mädchen in einem launigen Wirbelwind und dann wieder wie ein wuchtiges Schreiten schwerer Soldatenschuhe über einen weiten steingepflasterten Platz, und auf den Gesichtern der tausend Hörer flackerte es wie Wetterleuchten von Zwiespalt und Widerspruch. Aber nach und nach kam Ruhe in das fiebernde Spiel und Fülle in seinen schwebenden Gang. Ton fand sich zu Ton, und Fernes gesellte sich zu Nahem; Hartes bröckelte in sich zusammen, und Bartes gewann immer mehr Halt und Kraft; und alles Dunkle und Lichte und Sanfte und Grausame und Gute und Böse der Welt — alles atmete und strahlte und klang schließlich in einer einzigen, wunderschön schmucken großen Melodie durch die erleuchtete Halle: als ob Gott selbst sich ein weißes Gewand mit goldenen Borten umgelegt hätte und nun unter den Menschen erschiene und jeden einzelnen als Schwester oder Bruder liebevoll anspräche. Und da waren unter den Lauschenden viele, die hatten irgend ein böses Weh des Alltags mit hergebracht: und nun schmerzte es mit einemmal nicht mehr; und andere, die waren mit irgend einer großen Freude des Lebens hergekommen: und nun empfanden sie doppelt wonnig! und viele, die hatten irgend einen heißen Wunsch

im Herzen gehabt: und nun erschien er ganz und gar erfüllt; und andere, die hatten sich in Gedanken irgend eine ungewöhnliche Tat vorgenommen: und nun schien sie plötzlich getan und wohlgeglückt . . . Und mehr und mehr fühlten sich alle sonderbar befreit und begnadet, und zuletzt lauschte jeder, wie in eine verwandelte Welt, nur noch tief in sich selbst hinein.

Dann verstummte die Orgel. Die Menge erhob sich, Kopf an Kopf, und strebte dem Ausgang zu. Die halbverdunkelte Halle schwiegen den Davonschreitenden nach, und selbst dieses Schweigen war noch Klang und Melodie.

Der letzte, der aus dem hohen Portal in die Nacht hinausstrat, war ein stiller junger Mann. Draußen, auf dem offenen Platz, blieb er nochmals stehen und faßte das Münster und die Stadt und die nächtliche Gegend und den Fluß und die Sterne des Himmels voll ins Auge und lächelte. Ihm hatte diese gebenedeite Stunde die Antwort auf jede Frage und den Mut zu jeder Tat gegeben. Und nun wandte er sich um und schritt davon — in die Nacht, unter die Menschen, ins Leben — und sein Schritt ging im Takt einer großen und frohen Melodie.

Die alte Gitarre.

Als mir der Postbote dieses großmächtige schwere Paket eines Tages in die Arme legte, nickte ich ihm erstaunt dreimal meinen Dank zu.

Dann schleppte ich die sonderbare Last in mein Zimmer und hob sie auf den Tisch, klaubte mit eifrigen Fingern die vielfach verkreuzte und verknüpfte Bindschnur auf, schob die doppelt gefaltete rauschende Papierhülle mit raschem Griff auseinander und — machte große Augen. Wirklich, es war der alte Gitarrenkasten aus braunpoliertem Hartholz, der immer, so weit ich mich zurückerinnern kann, bei allerlei anderem Zeug und Plunder daheim auf dem Estrich gelegen hat — die Zauberfiste und ewige Kurzweil meiner Knabenjahre. Und nun wußte ich's: In diesem mattgegriffenen alten Kasten lag das Vermächtnis meines Vaters an mich, das letzte und einzige, aber auch das liebste und lebensmunterste, das er nach allem noch zu vergeben hatte, seine Gitarre.

Im verrosteten Schloß des Kastens stak ein kleiner Schlüssel. Ich drehte daran, und — erst knirschend, dann mit einem deutlichen hei-

fern Schrei — sprang das Schloß auf. Ich klappte den Deckel zurück, da quoll mir eine dicke Moderwolke ins Gesicht, uralter Duft und vieljähriger Staub, und war doch wie ein Gruß aus jener frühen Zeit und aus jener andern Welt.

Dann griff ich gedankenvoll nach dem hohen Gitarrenhals und zog das ehrwürdige Instrument fachte an mich. Freilich, das war nun schon eine arg verbrauchte, armselige Herrlichkeit! Oben um das Messingbeschlüge der Stimm-schrauben wucherte ein dicker Pelz von Grünspan; dem langen Hals hatte eine harte Hand mehrere tiefe Male eingedrückt; rechts neben dem Schalloch war der gelbe Lack von einem spieleifrigen Kleinfinger rundum aufgehakt und abgeschabt, und über die ganze Länge des tönenden Wunderholzes strafften sich nur mehr drei Saiten, drei armselige alte Darmsaiten, die unten leicht angerissen und oben schon mehrfach verknüpft und verknotet waren.

Und plötzlich sah ich über dieser zerfallenen Saitenherrlichkeit für einen Augenblick die grobfingrige Hand meines Vaters schweben und sich regen — diese schwere lederhätige Hand, die sonst in der Schmiede den Hammer über weißglühendem Eisen schwang, die aber

doch, etwa an einem kirchenstillen Sonntagmorgen, auch wieder unglaublich zarte und reine Akkorde aus diesen Saiten zupfen konnte.

Nun schlug ich mit zögerndem Finger selbst eine Saite an. Der Ton sprang auf, das ganze Instrument zitterte, und ich vernahm deutlich Vaters dunkle Bassstimme, wie sie das wehmütige Lied vom blinden Sänger sang:

„Mir fehlen die Augen, zu schauen
der Schöpfung so herrliche Pracht.“

Darauf, in viel fröhlicherem Takt, den alten launigen Soldatenvers:

„Wer will unter die Soldaten,
der muß haben ein Gewehr.“

Und dann, mit andächtig mahnendem Nachdruck auf jeder Note, sein Lebenslied:

„üb' immer Treu und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab...“

Hier brach das erinnerungsreiche Klingen und Singen plötzlich ab. Ich stand da, und mein Blick ging in die Weite. Und ich brachte es nicht über mich, die drei Saiten, die noch voll alter Lieder waren, abzuwickeln und durch selberbespinnene neue zu ersetzen. Und so sehr es mich dazu drängte, ich blies doch kein Stäubchen von dem ehrwürdigen alten Wunderholze ab, sondern legte es so, wie es war, wieder in den modrigen Kasten zurück.

Sterbende Gletscher.

Ein Beitrag zur Bergkenntnis von Jacob Geß-Abrecht.

Ach — „sterbende Gletscher“? Sie übertreiben! Sind denn die Eisströme Lebewesen, Menschen aus Fleisch und Blut vergleichbar, ins Leben geboren, handelnd und wandelnd, um schließlich altersmüde zu sterben?

Genug des Spöttelns, mein lieber Leser! Jahrzehntelanges eigenes Forschen hat freilich in mir den Eindruck erweckt, die Gletscher seien lebendige Wesen. Wandert ihr Eis doch stetig zu Tale, wachsen und schwinden sie doch gleich Schlangen, die zu Zeiten den Kopf vorrecken und ihn dann wieder scheu zurückziehen ins Schluchtendunkel ihrer Bergheimat. Nähren sie sich doch vom Tau des Himmels. Wachsen doch geheimnisvoll in ihrem Leib die Gletscherkörner. Ihr Knacken und Donnern berührt uns unheimlich; das Gurgeln der Wasser in ihren Tiefen erinnert an den Kreislauf des Blutes. Warum sollten sie denn nicht auch sterben können, wie müdgelebte Menschenkinder?

Der Gedanke an „sterbende Gletscher“ ist mir

einst angesprungen in Mittel-Graubünden. Im Verlauf von über dreißig Jahren, während verschiedene größere Gletscher im Westen der Alpen abwechselnd zurück und wieder vorwärts gegangen sind, erlitten die Eisströme Mittel-Graubündens andauernd starke Größenverluste. Ein Schneejahr konnte sie allerhöchstens zu kurzem Zögern und Einhalten bringen, flüchtenden Armeen vergleichbar, die hin und wieder einmal rasten, um sich nach dem Feind umzublicken, die aber eilends den Rückzug fortsetzen, sobald der Gegner stärker nachdrängt.

Wer immer jedoch die Grundursache dieses Hinsterbens zu kennen wünscht, kommt nur zum Ziel, wenn er alles prüft, was mit dem Eisschwund zusammenhängt.

Die Boden- und die Wettereinflüsse regeln in gemeinsamem Wirken den Jahreshaushalt des „ewigen Schnees“. Wir müssen aber trotzdem versuchen, ihre Einflüsse getrennt zu verfolgen.

Gegeben, in gleicher Bahn fortwirkend, sind